

Wenn das, was uns befällt angesichts unserer gegenwärtigen Städte und ihrer Entwicklung, *Unbehagen* genannt sein soll, ist eine Abgrenzung nötig: Dieses Unbehagen hat nichts gemein mit jener Voreingenommenheit, durch die sich die kulturkritische, zivilisationsfeindliche Polemik gegen die Stadt in zweifelhaftem Sinne auszeichnet.

Seit WILHELM HEINRICH RIEHL – also etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts – zieht sich ein breiter Strang von Vorurteil und Vorwurf, von Pessimismus und Aggression durch Darstellung und Diskussion alles Städtischen. Man kennt die ganze Reihe der Schlagworte: *Asphaltdschungel* und *Betonwüste*, *Moloch Stadt* und *Hure Babylon*; *die Großstadt ein Sumpf*, in dem Verbrechen, Elend, Krankheit und Vermassung sozusagen zwangsweise gedeihen, Städte, die angeblich von vornherein – einfach nur, weil sie Städte sind – nichts anderes sein können als *unwirtlich*.

Wie oft wird ALEXANDER MITSCHERLICHs Wort von der *Unwirtlichkeit unserer Städte* falsch zitiert und angewendet: weil man nämlich nicht kapiert hat, daß MITSCHERLICH diese Unwirtlichkeit nicht etwa für ein unvermeidbares Wesensmerkmal der Stadt ausgegeben hat, daß er vielmehr diese Unwirtlichkeit für gemacht hält und also auch für vermeidbar, für überwindbar.

Unbehagen angesichts der Stadt von heute. Das scheint auf ein erwünschtes Behagen im Sinne von Behaglichkeit in der Stadt von morgen zu deuten. Stadtmauer der mittelalterlichen Stadt und – näher noch am Wortsinn von Hag – der Etterzaun des Dorfes bedeuteten in gewissem Sinne die behagliche Ruhe, den eingehetzten, umfriedeten Bezirk des Behagens.

Das aber soll hier nicht gemeint sein. Unbehagen bedeutet hier schlicht: die unzufriedene, kritische, gestörte, geärgerte und verärgerte Existenz in und angesichts der Unwirtlichkeit unserer Städte. Da kann einem schon unbehaglich und ungemütlich werden, wenn man sieht, was alles aus Prestigesucht und Profitstreben, aus kleinkariertem Gruppenegoismus und bornierter Kirchtumspolitik, was vor allem aber aus Fahrlässigkeit, Unfähigkeit und Dummheit geschieht und zugelassen wird!

Es ist der eigentliche Anlaß unseres Unbehagens, daß unsere Städte so wenig Heimatlichkeit bieten. Wirtliche Stadt – das mag auch verstanden werden als die einladende, den Besucher freundlich auf-

nehmende Stadt, in der man gerne Gast ist. Das hieße aber doch immer noch nicht, daß man dort auch dauernd und alltäglich leben möchte!

Wer das akzeptieren kann, der muß dann auch den nächsten Schritt mittun und folgern: Stadt, die zur Übereinstimmung mit sich selbst gelangt – oder nicht, Stadt, mit der man sich identifizieren kann, Stadt die in vollem Sinne Heimat ist – oder eben nicht, das ist nicht allein die jeweilige Summe aller Gebäude und Einrichtungen und der darin erfüllten Funktionen, sondern vor allem Kommune, die in ihr beheimatete Gesellschaft aus Menschen, die in und mit und zwischen diesen Gehäusen und Einrichtungen Funktionen ausüben und in Anspruch nehmen.

Die Frage nach der humanen Stadt oder nach dem Unbehagen an den gegenwärtigen Städten trifft immer nur, wenn sie nach der gesellschaftlichen Verwirklichung von Stadt zielt. Das Architektonische der Gehäuse und ihrer Zusammenordnungen sowie das Funktionale technischer Konstruktionen wird erst wichtig und interessant (und in vielen Fällen in seiner Unzulänglichkeit erkennbar), wenn wir es darauf abklopfen, ob es für die Existenz dieser Gesellschaft und ihrer einzelnen Glieder förderlich oder hinderlich ist, ob es die Entfaltung zum Humanen hin verbaut oder öffnet.

Und noch etwas muß genannt werden als Grund für das unvermeidliche Unbehagen, das uns durch die Städte unserer Gegenwart begleitet: Daß wir nämlich nicht vorankommen.

Vor fast genau neun Jahren wurde hier in Bad Boll unter dem Thema *Wer baut die Stadt?* die Großstadt als Heimat ihrer Bürger diskutiert. Was hat sich dadurch und seitdem geändert? Im Mai des gleichen Jahres forderte MAX BÄCHER in einer Rede in Darmstadt eine neue, konsequentere Kooperation von Planern, Architekten und Gesellschaft – und was hat sich seitdem und dadurch geändert?

Nur diese zwei Beispiele, weil sie in direktem Bezug stehen zu Tagungsort und Tagungsprogramm. Zeigen sie nicht: daß wir nicht so recht vorankommen? daß sich so gut wie nichts ändert? daß sich so gut wie nichts bessert?

Jeder Gedanke verändert die Welt. Heißt es. Das scheint hier, das ist hier widerlegt: weil nämlich die wirtschaftliche und politische Macht des Besitzes und der Besitzenden stärker ist als jede Vernunft, weil nämlich die technokratische Fixierung auf Funktionen und deren Kombinationen zwar mit



*Es gibt in jeder Gegenwart vielfältige Möglichkeiten, die Zukunft zu bauen oder zu verbauen, die Stadt zu planen oder zu verplanen . . .*

Berechnung, Konstruktion und also mit Intelligenz zu tun hat, nicht aber unbedingt mit Vernunft und Einsicht.

Aber auch die Betroffenen verschließen sich nur zu oft nur zu gern gegen Einsicht und Vernunft. Und behindern so – wenn sie's nicht gar unmöglich machen – jedes Vorankommen, jedes Fortschreiten: Sie haben sich eingerichtet und wollen sich um je-

den Preis behaglich fühlen. Man hat ihnen Vorstellungen und Wünsche suggeriert, und die sehen sie nun mehr oder weniger verwirklicht. Sie zahlen Mieten, die sie sich eigentlich nicht leisten können – da *muß* doch das Viertel eine besonders gute Adresse, die Wohnung von gewissem Vorzug sein. Sie zahlen Raten für das Auto vor der Tür und für manches, was sie in der Wohnung umgibt. Sollen

sie sagen, sie seien auf Verführung hereingefallen, sollen sie Unbehagen fühlen oder gar artikulieren? Aber das scheinbare Behagen der vielen, die ihre Situation in ihrer Stadt hinzunehmen scheinen, darf den skeptischen Beobachter nicht ablenken, darf den kritisch Nachdenkenden nicht täuschen: Reale Anlässe des Unbehagens umgeben uns, wo immer wir uns inmitten der Städte Zeit lassen und Distanz schaffen zu kritischer Betrachtung.

Aber wie soll das schon gelingen! Es gibt ja kaum noch eine Ecke, an der man gern stehen bleibt, um zu betrachten, zu beobachten, was das Besondere ausmacht gerade dieser Stadt und des Lebens in ihr. Man wird gedrängt und geschoben, unter die Erde verwiesen oder auf schmale, nur sekundenweise passierbare Übergänge. Wenn das Gebrande und Gerenne, das Stoßen und Gestoßenwerden einmal für einen Augenblick aufhört, sieht man sich in der Regel ins Abseits einer toten Seitenstraße abgedrängt: zwischen Hektik und müder Öde scheint es nicht viel Städtisches zu geben. (Höchstens der grau sich brüstende Aussichtsbalkon des kleinen Schloßplatzes läßt einen ruhigeren Blick auf das hastige Straßentheater der Stadt zu.)

Umgekehrt: wenn man die Stadt benützen und nicht betrachten will, wenn man in ihr zu tun hat, erfährt man sie vor allem als Widerstand: man kommt nicht voran im Verkehr, findet sich nicht zurecht im Einbahnstraßengewirr, sucht vergebens nach einem Parkplatz. Wie soll da anderes als Unbehagen Platz greifen?

Doch wenige Stunden später schon: Leere. Hochhausfassaden, hinter denen nur noch ein paar Putzfrauen werken. Der Aufwand an Reklamelicht macht nur erkennbarer, wie hohl dahinter das zur Zeit unbenützte, unnütze Gehäuse ist. Und nicht nur eins, die meisten ringsum, eines wie das andere.

Zu ebener Erde spielt sich auch nicht viel mehr ab: zwischen, neben und gelegentlich auch in den tagsüber von Konsum, Kommerz und Verwaltung des Profits erfüllten hohen Häusern hat sich einiges etabliert, etwa das Fremde, Einsame, Isolierte möglicherweise mit dem Städtischen verwechseln, billiges oder teures Vergnügen – je nachdem. In der Frühdämmerung jedenfalls bemerkt man die Öde, die graue Verlassenheit der sogenannten City. Und dabei hatte man doch gemeint, Städte würden sich in ihren Kernen zu erkennen geben – man möchte fast denen rechtgeben, die gegen *die Stadt* polemisieren.

Aber *die Stadt*, das sind – haben wir gesagt – die Bürger. Und die leben ja nicht in diesen öden oder künstlich belebten oder von geschäftiger Hektik

erfüllten Straßenschluchten der Citys. Eben. Die leben zum Beispiel in einer Wohnstadt oder in einem durchaus städtischen Viertel am Rand eines Gäudorfes oder in den faden Vorstadtvierteln.

Oder in den Bänderstädten entlang von Rems oder Fils, von Echaz oder Schussen – städtebaulicher Widersinn in Potenz: wie Knoten an einer Schnur sind die Siedlungsschwerpunkte aufgereiht. Und in jedem ist ein bißchen verwirklicht und vieles nicht vorhanden von dem, was die Stadt ausmachen kann. Hier Schule – dort Arbeit. Hier Freibad, hier Kino – dort Hallenbad. Hier Einkaufen, dort Volkshochschule, an dritter Stelle Behörden, Theater. Und so weiter. Dazwischen: Kilometer und Stunden, Zeit und Geld, wie sie einem zuwachsen von Tarifvertrag zu Tarifvertrag: Hier wird der Zuwachs wieder abgeschöpft als Kfz-Kosten, als Gesundheitsbelastung, als Ermüdung. Je mehr man aufsteigt, umso höher die Ansprüche. Man möchte weiter draußen wohnen, «eine bessere Adresse» haben – und bedenkt gar nicht, daß man das alles mit noch größerer Belastung bezahlen muß. Alles liegt weiter entfernt: Einkaufswege, Schulwege, Nachbarschaftskontakte, mitbürgerliche Solidarität, die Treffpunkte für die Freizeit. Nicht wesentlich anders ist die Situation derjenigen, die nicht der Verlockung in die verstädterten Randzonen des Landes gefolgt sind, sondern sich für die scheinbar so sehr urbanen Gebilde der neuen Trabantenstädte entschieden haben: Fasanhof und Neue Vahr, Edigheim, Perlach oder Nordweststadt, Märkisches Viertel, Waldhäuser Ost oder Orschelhagen. Die Namen sind austauschbar.

Diese meist mehr oder weniger gedanken- und phantasielosen Anhäufungen von hohen Punkt- und Scheibenhäusern, von nebeneinandergeschobenen Bungalows und langweiliger Zeilenwiederholung bieten selten viel mehr als die eigenen vier Wände und die Geräusche vom Nachbarbalkon. Das Grün unten mag in der Statistik unter der Rubrik *Städtische Grünanlagen* als Zahl gewissen Eindruck machen, es läßt dennoch nicht ein zum Spaziergang am Feierabend oder Wochenende (höchstens mal kurz mit dem Hund). Und die Wohnwege und Zufahrtsstraßen fordern noch weniger auf zu Bummel oder Spaziergang. Man muß einmal zu abendlicher Stunde eine Wohnung in einem solchen Viertel gesucht haben: So ungefähr kennt man die Lage, man weiß vom letzten Besuch her, wie das Haus aussieht – aber dann schlägt man einen Bogen nach dem anderen, sucht immer wieder erneut von einem der schon vertraut gewordenen Orientierungspunkte aus diese aufgelok-



*Der andere Ausweg aus der Unzulänglichkeit des Angebots an Urbanität ist der resignierende Rückzug in die eigenen vier Wände . . .*

kerte Monotonie zu bezwingen und die Wohnung der Freunde zu erreichen – man kann verzweifeln auf solchen vergeblichen Wegen.

Und da erkennt man: die sogenannte aufgelockerte Bauweise dieser sogenannten Trabanten-Städte ist nichts anderes als die verzierte, garnierte, ein wenig modisch geputzte Wiederholung der faden Langeweile, wie sie die Citys beherrscht, wie sie die Quartiere der Vorstadt bestimmt. Man erkennt: Wir haben in den Expansionen der Städte deren Individualität und deren Identität in wenig mehr als hundert Jahren verkommen lassen.

Es war ja ein Irrtum, zu meinen, die alten Städte bezögen Reiz und Identität aus ein paar markanten Bauwerken oder charakteristischen Fassaden und der Rest sei belanglos. Die Art, in dieser Stadt zu leben oder in jener, die hängt viel mehr von dem ab, wie man sich darin bewegt, wie man zueinander und auseinander geführt wird durch den Verlauf und die Bebauung von Gassen und Straßen, durch Stiegen, Staffeln, Rampen und Plätze. Auch wenn man fremd ist: mit ein wenig Sinn für städtisches Wesen und ein wenig Lust am Flanieren und Bummeln fällt es einem in diesen alten Städten

nicht schwer, nach innen oder außen zu finden; mit Hilfe von ein paar unverwechselbaren Markierungspunkten gelangt man an den jeweils angestrebten Ort. Ob durch das Zähringische Marktkreuz, ob durch Zuordnung zu Burg oder Brücke: alte Städte geben Orientierung durch den Rhythmus der Stadtinnenräume, als die ihre Straßen und Plätze sich zu erkennen geben.

Das alles fehlt durchweg in den Vierteln und Städten, die in den letzten hundert Jahren gebaut worden sind. In den allerneuesten ist die Monotonie lediglich diffus geworden. Und selbst wenn ein sogenanntes Einkaufszentrum die Funktion des einstigen Marktes übernehmen soll: dorthin findet nur derjenige, der genau weiß, daß er dort bei BÖHM oder BOLLE seine Butter kauft. Und von der eigentlichen Marktsituation ist eh nichts übrig geblieben, auch dort hetzt man aneinander vorbei und hat nicht viel miteinander zu tun, kaum kann dort die Rede sein von einem Schwatz oder Gespräch, von Kontakt oder Kommunikation.

Nun ist das allerdings so eine Sache mit der Kommunikation in den öffentlichen Stadtinnenräumen hierzulande. Man hat da Vorstellungen vom alt-

römischen Forum, vom südlichen Corso, von belebten – durch Kontakt und Kommunikation belebten – Plätzen in Neapel, Rom oder Florenz, oder in vielen kleinen südlichen Städten, wo – gelassen und interessiert zugleich – Öffentlichkeit stattfindet von alters her. Das ist nicht nur eine Frage der Tradition, sondern auch des Klimas, unter dem eine solche Gewöhnung an öffentliches Leben möglich gewesen ist: An einem Nieselregentag ist der Kleine Schloßplatz ohne Funktion. (Was allerdings keine Ausrede dafür sein darf, daß man etwa das Rottweiler Marktkreuz den Bundesstraßen oder den Tübinger Marktplatz den parkenden Autos geopfert hat.)

Wer sich einmal im Berliner Europacenter den Wind um die Nase pfeifen ließ, der weiß, wie schwer es hierzulande ist, öffentliche Freizonen für Kommunikation zu schaffen. Aber es bleiben möglicherweise Auswege aus dieser Schwierigkeit, hierzulande Urbanität durch Städtebau zu verwirklichen oder zu ermöglichen. Zum Beispiel: die Entwicklung einer ganz neuen Art von Kommunikationszentren in klimagerechten öffentlichen Innenräumen. Warum werden eigentlich unsere Bahnhofshallen von den ausländischen Arbeitnehmern umfunktioniert zu Piazza und Corso? Nicht nur wegen der Züge, denen man dort sein Heimweh anhängen kann. Vor allem doch auch, weil man da ein wenig geschützt ist. Und weil das Zusammentreffen mit Landsleuten und Freunden oder ganz einfach das lässig beobachtende Herumstehen trotz der schützenden Halle ganz und gar öffentlich bleibt: man ist – im Gegensatz etwa zu einer Wirtschaft, zu Kirche oder Museum – aber auch zu gar nichts verpflichtet, man ist auf keinerlei Rolle festgelegt.

Aber es versucht ja kaum einmal wer, von dort aus sich an städtische Kommunikationsmöglichkeiten heranzudenken! Es reicht höchstens zum selten benützten *Kulturzentrum* mit Teppichboden, Holztäfelung und Polstersesseln!

Vielleicht sollte man doch nicht HOWARDS Gartenstadt-Idee immer nur auf das Einzelhaus mit einem Hauch von grüner Umgebung reduzieren, sondern sich erinnern, daß die Mitte seines Stadtplans durch den *Kristallpalast* gekennzeichnet ist, der als geschützte Kommunikationszone den Zentralpark umringt und ergänzt.

Der andere Ausweg aus der Unzulänglichkeit des Angebots an Urbanität ist der resignierende Rückzug in die eigenen vier Wände, möglicherweise in einer dieser neuen Trabantensiedlungen, die zu groß sind, um dörfliche, zu klein, um städtische Existenz mehr als vorzutäuschen. Man zieht sich zurück, isoliert sich, sucht sich für wenige verblei-

bende Gelegenheiten seine Freunde mit viel Bedacht aus – und verzichtet auf die beschwerlich gewordene urbane Teilhabe an der Öffentlichkeit. Wenigstens soweit das möglich ist. Kinder zum Beispiel lassen sich nicht – wie manche Haustiere – in der Etagenwohnung halten. Schon allein wegen des Lärms, durch den sich die Leute nebenan oder in der Wohnung darunter gestört fühlen. Die Spielplätze draußen: Häufungen von Phantasielosigkeit nach dem Motto: *Wozu der Aufwand? Aus Kindern werden ja Gott sei Dank in wenigen Jahren doch Erwachsene.*

Auf diese Klettergerüste und Sandkästen bleiben sie verwiesen, dort sind sie meist völlig isoliert von ihren Bezugspersonen in der Familie – die ist weit weg und kaum erreichbar: Kinder dürfen die Aufzüge nicht benutzen, an die Klingeln reichen sie nicht heran. Und wenn sie aus der Hose müssen, bleibt nur die Ecke beim Mülleimer, hinter dem einzelnen Schneeballenstrauch oder am Rande des Parkplatzes. Vielleicht auch das wenig benützte Treppenhaus. Aber dorthin flüchten sie sich auch vor dem Wind, dem Regenschauer.

Spielräume für einzelne Stockwerke oder für Stockwerkgruppen, kindergartenähnliche Einrichtungen gar, dafür hat der sogenannte soziale Wohnungsbau keinen Quadratmeter übrig und keine Mark.

Ist es ein Wunder, wenn so geschaffenes kindliches Unbehagen ein ganzes Leben lang nicht mehr überwunden werden kann und zur lebenbegleitenden Aggression wird?

Und wenn es einmal irgendwo ein Jugendhaus gibt, ein Gebäude, in dem sich Jugend selber einrichten kann, dann handelt es sich in aller Regel um eine Bruchbude, um einen Bau, den die jungen Leute in eigener Regie herunterwirtschaften dürfen, bis sich über den Abriß jeder freut, der sich für einen ordentlichen Bürger hält.

Aber gehen wir denn – mag die weiterführende Gegenfrage lauten – mit den älteren Gliedern unserer Gesellschaft anders, besser um? Ich brauche keine Beispiele zu nennen, jeder kennt sie, die Wohnstifte und Altenheime, die am Ortsrand, ganz weit draußen liegen, ohne für ältere Menschen erreichbaren Zugang zu dem, was man städtischen Alltag, städtisches Leben nennt. Sie lernen die Aussicht auswendig von ihrem Balkon, haben ihre Stammbänke im Innenhof oder am Waldrand gegenüber. Aber weil sie ja mit allem versorgt sind in ihrem neuzeitlichen Bau, weil es allerlei Unternehmungen und Aktivitäten und Spielgruppen gibt, können sich die Verantwortlichen gar nicht vorstellen, wie wichtig ein Gang in einen Laden



«Der Wohnpark Schloßgut Hemmingen bietet eine gelungene Kombination aus großstädtischem Wohnkomfort und ländlicher Atmosphäre, die gerade unter sozial-psychologischen Aspekten die Chance hat, zukunftsweisend zu wirken.» (Aus einer Anzeige.)

oder in ein Kaufhaus wäre – ganz einfach, *um unter Leute zu kommen!*

Manchen ist ja nun nicht viel anderes geblieben, sie müssen noch froh sein, wenn sie sich ein solches Stift oder Heim leisten können. Sie hatten da so eine gemütliche, wenn auch nicht gerade moderne, aber doch recht preisgünstige Wohnung im Frankfurter, Stuttgarter oder sonst einem Westen oder in Kreuzberg. Und nun sollte da saniert werden. Hochhäuser für Geschäfte, Verwaltungen, Versicherungen sollten entstehen. Oder Komfortwohnungen, die für sie zu teuer gewesen wären. Manche ihrer Nachbarn haben das nicht verkräftet. Sie haben sich stur und störrisch gewehrt. Und landeten schließlich in psychiatrischen Landeskrankenhäusern, 150 und mehr Kilometer weg von zuhause; oder in zweifelhaften Pflegeheimen noch weiter draußen. Opfer auch sie eines neuzeitlichen Städtebaus, der Heimat zerstört, aber nicht unbe-

dingt neue Heimat schafft; Zeugen auch sie eines Unbehagens an den Städten unserer Zeit, das vielerlei Gestalt und vielerlei Ursachen hat.

Es ist denn doch nötig, auch ein paar Ursachen anzudeuten für diese Erscheinungen und damit eigentlich auch für dieses Unbehagen. Denn es geht nicht an, einfach nur auf einzelne oder alle Architekten oder Bürgermeister zu schimpfen, oder auf die Stadt selbst, oder auf das Städtische. Damit gelangt man nicht an die bloßzulegenden Wurzeln dessen, was uns in Unbehagen versetzt.

Diese Wurzeln stecken nämlich tief im Geflecht wirtschaftlicher Interessen, in einem Dickicht von Ideologie und – nicht zuletzt – in einem Gewirr unzulänglicher Vorstellung von dem, was Demokratie ist oder sein könnte oder werden muß.

Die wirtschaftlichen Interessen oder Gewalten, die Absichten und Verfahrensweisen der Besitzenden werden zum Beispiel deutlich erkennbar in der

vielfältigen konsumfördernden Suggestion. Man muß da nicht immer nur mit den vergleichsweise plumpen Mitteln der direkten Produktwerbung rechnen. Es genügt zum Beispiel, daß mit konstanter Bosheit in Fernsehunterhaltungssendungen eine Norm des Lebensstandards gesetzt wird, die keiner je erreichen kann. Da wohnen alle in Wohnungen und Häusern, die eigentlich ein bis zwei Nummern zu groß sind für ihr Einkommen. Da tappen die Kriminalkommissare nur so durch die *Feine-Leute-Vorstadt-im-Grünen-Villen*, daß einem der Geschmack an der Dreizimmerwohnung vergeht. Das muß doch das Streben wenigstens nach einem Minibungalow fördern, schon wieder ein Trugbild manipulierter Wünsche. Und schon richtet sich werbend suggeriertes Wünschen auch auf bestimmte städtebauliche Verwirklichungen.

Oder ein ganz anderes Beispiel: Da schon so viele Wünsche geweckt sind, möchte doch jeder so viel wie möglich davon so preisgünstig wie möglich befriedigen. Das billigste und vielfältigste Angebot gibt es auf der grünen Wiese in den Super-Supermärkten, den Konsumfabriken mit Food- und Non-Food-Angebot.

Während man sich dort in Kauf und Konsum locken läßt, merkt man gar nicht, daß man dabei Stückchen um Stückchen dessen verspielt, was früher einmal die Stadt ausgemacht hat. Die potenten und cleveren Unternehmer, die sich da auf freiem Feld ansiedeln, versorgen ihre Kunden zwar billig, aber sie grabert nicht nur den Kaufleuten in der Innenstadt das Wasser ab, sondern auch der Innenstadt selbst. Wer überredet eigentlich die Stadtväter, solche Entwicklung eher zu fördern als zu hemmen?

Warum suchen sie nicht nach Lösungen, in denen sich alles mit- und nebeneinander verwirklichen läßt: der große Umsatz und der preisgünstige Einkauf, Parkgelegenheit und Kommunikationsmöglichkeit, Wirtschaft, Kultur, Geselliges? Und das alles in Fußweg-Entfernung von Wohnungen? Man könnte sich solche Zentren – die dann auch ihren Namen verdienen würden – als Mittel- und Angelpunkte ganz neuer, selbständiger Städte vorstellen.

Aber die Damen und Herren Gemeinderäte sehen ja nur mit besorgter Miene Steuer- und Kaufkraft abwandern und beeilen sich, dem gerecht zu werden, was sie den Zug der Zeit nennen. Und so verabschieden sie denn die entsprechenden Bebauungspläne. Die Erweiterung ihrer Kompetenz auf neu angegliederte Landgemeinden erleichtert derlei nur zu sehr.

Oder ein drittes Beispiel für – sagen wir 's vorsichtig – die Beeinflussung städtebaulicher Zusammen-

hänge durch wirtschaftliche Gruppierungen: Eine – wie immer auch manipulierte – Ölkrise führte zu Fahrverboten und damit doch immerhin zu einigen Tagen mit weniger Belastung und Belästigung durch Lärm und Abgase, zu einer etwas menschenfreundlicheren Stadt am Sonntag. Der Verband der Automobilhersteller protestierte gegen die Aufrechterhaltung des Fahrverbots. Das ist sein gutes Recht: der Absatz ging zurück, Kurse fielen, Dividenden wurden fraglich. Bedenklich aber ist das Argument der Automobilhersteller: die Regierung müsse *die Bewegungsfreiheit der mündigen Bürger* wieder herstellen.

Hat eigentlich je ein Hersteller von Autos nach dem *mündigen Bürger* gefragt, als er ihm durch unablässige Werbung mehr Chrom, mehr PS, mehr Komfort, mehr Leistung – und immer das neueste Modell, und möglichst ein größeres – auf- und einredete und so das Auto zum Statussymbol gemacht hat? Und so – jetzt sind wir wieder beim Thema – die Masse der Autofahrer mobilisierte, um *die autogerechte Stadt* zu fordern? Und haben sie nicht auf solche Suggestionen mehr Energie und Mittel verwendet als darauf, umweltfreundlichere Autos zu entwickeln? Hat man da je nach dem *mündigen Bürger* gerufen oder gefragt?

Nein, man hat durch Werbung und Verbandspolitik den Bürger so weit entmündigt, daß er schließlich glaubte, es sei auch noch in seinem eigenen Interesse, wenn man seine Steuergelder eher für Straßen, Kreuzungen und Hochstraßen ausgab als für Schulen, Altenheime, Kindergärten, Krankenhäuser, Spielplätze, Kulturzentren – und nicht zuletzt für öffentliche Nahverkehrsmittel!

Wirtschaftliche Macht erscheint in solchem Gerede vom mündigen Bürger oder von der autogerechten Stadt ideologisch verfremdet. In anderer Verteilung der Gewichte erscheinen beide – Wirtschaftsmacht und Ideologie – dort, wo vom Eigentum, vor allem vom Eigentum an Grund und Boden die Rede ist. Kein vernünftiger Mensch denkt an die Enteignung von Einfamilienhäusern oder von Eigentumswohnungen, wenn er Artikel 15 des Grundgesetzes zitiert: *Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden.* Aber gewisse Ideologen haben es fertiggebracht, daß jeder Häusles-Besitzer sich durch die Verwirklichung dieses Grundgesetz-Artikels bedroht sieht.

Nun ist allerdings weithin humaner Städtebau nicht in Grenzen der bestehenden Parzellen möglich. Weder Sanierung noch Neubau von Städten ist



*So in dieser Straße und in der nächsten quer und drei weiter wieder das gleiche. Spirituosen dazwischen und eine Medizinaldrogerie, eine Kneipe wieder. Man könnte das alles verwechseln . . .*  
(Darmstadt-Kranichstein.)

auf die Dauer zu bewerkstelligen, ohne daß Grund und Boden entweder in die Hände weniger Großbesitzer gelangen – das wäre das Ende der Stadt! – oder in irgendwie gearteten gesellschaftlichen Besitz. Wertzuwachssteuer und Planungsgewinn-Abschöpfung sind Notbehelfe. Gesellschaftliche Bodenbank, Realersatz, Rückkehr zu einem Nutzungsrecht statt der beliebigen Verfügbarkeit im Sinne von § 903 BGB sowie neue Formen genossenschaftlichen Gemeineigentums – das sind eher Signale für einen Weg zu gerechter und **d u r c h a u s v e r f a s s u n g s g e m ä ß e r** Behandlung des Besitzes an Grund und Boden.

Und noch ein letzter Hinweis auf ideologischen Ballast der Diskussion: Sie geht bei aller futurologischen Perspektive doch immer sehr vom Bestehenden, von dem auf die Dauer Gebauten aus. Aber kann denn das zusammengehen, Stadt als eine bleibende Stätte – und eine immer in Veränderung befindliche Gesellschaft? Hat es Sinn, Dauerhaftes – für die Ewigkeit sagt man da wohl – zu bauen, das nur für einen einzigen Zweck gebaut ist? Hat es Sinn, Kirchen herkömmlicher Art zu bauen, die bald leer herumstehen – weil ringsum nur noch Banken sind und keine Wohnungen, Versiche-

rungspaläste und keine Wohnungen? Oder Schulen, die nur Denkmäler nicht erfolgter Reform sind, mal zu klein, mal zu groß, weil die Alterszusammensetzung der Bevölkerung so lebhaft schwankt? Wieviel richtiger wäre es, nicht das Dauernde zu bauen, sondern das Veränderbare! Schulen, die bei Bedarf für Gottesdienste und als Altentagesstätten, für Erwachsenenbildung oder als Kommunikations-, Freizeit- oder Kulturzentrum verwendbar wären. Oder Wohnungen, die ohne viel Aufwand für Groß- oder Kleinfamilien, für Wohngemeinschaften oder Alleinstehende oder auch für Gemeinschaftseinrichtungen geeignet gemacht werden könnten!

Nun aber zur dritten Wurzel der unerfreulichen Entwicklung und der Unzulänglichkeit aller Diskussion! Ich brauche das nicht zu erläutern, ich kann es ganz einfach umschreiben, indem ich einige wahllos herausgegriffene Zeitungsüberschriften zitiere:

*Wider den Hochmut der Planungsämter – Bürger sollen mitreden dürfen – Mehr Öffentlichkeit bei Planung – Mitbestimmung auch im Wohnungs- und Städtebau – Ein Plädoyer für die Demokratisierung der Planungsprozesse – Ist Städtebau eine Geheimwissenschaft? –*

*Architekten wünschen Demokratisierung des Bauens – Bürger wollen beim Städtebau mitreden – Stadtplanung ist kein unabwendbares Schicksal –*

Aber manche Fachleute meinen immer wieder, den Bürger in seine Schranken weisen zu müssen, indem sie ihm seine vermeintliche fachliche Inkompetenz um die Ohren schlagen. Und nur allzuoft kuschelt der Bürger dann, fällt zurück in seine Untertanenhaltung und nimmt weiter hin, was *die da oben* ihm verordnen.

Dabei sollte er sich doch einmal klarmachen, daß *die da oben* einzeln auch nicht kompetenter sind als jeder einzelne Bürger. Soviel Ahnung von Soziologie hat zum Beispiel der Stadtbaurat auch nicht; und was sich beim täglichen Einkauf der Hausfrau abspielt, das kann ein Oberbürgermeister auch nicht immer nachvollziehen, von den ehrenamtlichen Gemeinderäten ganz zu schweigen. Sicher, von Architektur hat dieser und jener Bürger vielleicht keine Ahnung, aber vom Ladenschlußgesetz. Und von dessen Auswirkungen. Und deshalb weiß er

vielleicht besser als mancher Stadtbaurat oder Oberbürgermeister, daß dieses Ladenschlußgesetz manchmal wichtiger ist für eine städtebauliche Situation – für die Belebtheit der Innenstadt nämlich – als Geschoßflächenzahl oder Verkehrsanbindung oder gar die ästhetische Seite der Architektur.

Und deshalb geht es darum, daß der Bürger ermutigt wird, sein demokratisches Recht wahrzunehmen und mitzubestimmen über das, was aus seiner Stadt wird. Und wo er – noch! – nicht kompetent genug ist, da hat er ein Recht darauf, daß ihn die Fachleute so kompetent machen, wie das im jeweiligen Zusammenhang nötig ist.

Und deshalb sollte die erste und wichtigste These für einen humanen Städtebau nicht von Architektur, Technik oder Wirtschaft handeln, sondern von Demokratie. Und etwa so lauten:

*Alle Planung muß in jedem Stadium öffentlich geschehen, bei allen Beratungen müssen die Bürger beteiligt sein, bei allen Entscheidungen haben die Bürger ein Mitbestimmungsrecht.*

## Heimat – und doch keine bleibende Stätte

Walter Blaich

Kann eine moderne Stadt Heimat sein, oder kann sie es wieder werden? Wer einige Jahre Gemeindepfarrer in einem Dorf am Rand des Ballungsraumes Stuttgart war, der weiß, daß auch das Dorf, daß auch die kleine Stadt für den mobilen Menschen von heute gar nicht so leicht zur Heimat wird, daß vielen, die eben nicht von Anfang an in diesem Dorf zu Hause sind, die nicht den Zugang zu den Vereinen finden, die Kommunikation recht schwer fällt (und oft auch recht schwer gemacht wird).

Für den Theologen liegt es nahe, bei diesem Thema zunächst an *Babylon* zu denken, für die Bibel das Urbild einer gottverlassenen Stadt. Und dagegen steht dann das *himmlische Jerusalem* als die wahre zukünftige Heimat des Christen. Aber dieses *Jerusalem* ist ja nicht Teil dieser unserer gegenwärtigen Welt, um die es uns hier und heute und morgen zu gehen hat. Gewiß erinnert es uns daran, daß die eigentliche Heimat des Christen, die Quelle, aus der er Hoffnung und Kraft schöpft, nicht in dieser gegenwärtigen oder vielleicht gar am Vergangenen orientierten Welt sich findet. Darum wird der Christ auch nicht von einer Stadt als Heimat in einem letzten Sinn sprechen können – eben nicht als *bleibende Stätte*. Das heißt, man kann sich in einer Stadt wohl zuhause- und wohlfühlen, man wird ihr aber

nicht mit allen seinen Kräften, seinem Fühlen und Hoffen verhaftet sein können und bleiben.

Gewiß, Städte waren wohl auch schon in diesem letzten Sinn Heimat für Menschen, für Menschen, die sich an die Gottheit ihrer Stadt gebunden und von ihr abhängig fühlten. Man gehörte dort hin, man war verwurzelt mit dem Mutterboden seiner Heimatstadt, dahin zog es einen immer wieder, aus diesem Heimatboden zog man alle Lebenskraft.

Doch gegen solche Frühform menschlicher Religiosität, die der Vergangenheit verhaftet war und eigentlich auch keine rechte Zukunft kannte, weil Heimat für sie eben etwas Statisches, etwas nach rückwärts Gewandtes war, steht als Beispiel jenes Volk, das unstedet und flüchtig über diese Erde zog und auf Zukunft hin lebte. Begonnen hatte es damals mit dem Auftrag Jahves an Abraham: *Gehe aus deiner Heimat und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde.* An die Stelle des Gottes, der an bestimmte Stätten gebunden ist, war der Gott getreten, der die Menschen durch die Geschichte begleitet und ihnen Zukunft eröffnet.

So erfährt sich der Glaube auch heute als unterwegs auf die ihm von Gott verheißene Zukunft hin. Das bedeutet aber, daß für solchen Glauben die Stadt